

Mein Walliser-Land

Autor(en): **Jegerlehner, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 50

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

14. Dezember

Der Wildbach.

Von Johannes Jegerlehner, Bern.

Im Winter erstarrt zu eisigen, grünlich schimmernden Güssen,
Tust du, als wär' es dir recht, in Ewigkeit schlafen zu müssen.
Doch wenn die Marmotte erwacht und die blauen Glocken sich

strecken,
Die heissen Zungen des Föhns die schneeigen Hänge belecken,
Da regt sich die schlummernde Kraft, zu neuem Leben geboren.
Und wie der sehnige Aelpler, zum Schutze des Landes erkoren,
Aus der Hütte sich stürzte, ausholend zum wuchtigen Schläge,
Sprengst du die Kammern des Firns und donnerst bei Nacht
und am Tage.

Es brodelte der wirbelnde Gisch, es brausete der mächtige Schwall,
Es sammelte die schäumende Kraft auf der Fluth sich zum
stiebenden Fall.

Immer gradaus, auf kürzestem Wege, so machst du dich frei,
Kein Block ist zu gross, kein Felsen zu hart, du sägst ihn entzwei.

Dich muss ich lieben, o Wildbach, du starker, kühner Gesell!
Und sind es auch nimmer die Zeiten Winkelrieds oder des Tell,
Es lauern der Feinde genug an des Landes Marken und Ecken,
Dum schlummern wir nur wie der Wildbach, von heute auf
morgen zu wecken.

Und brechen sie ein, Sternhagel und Graus, wir werden sie biegen!
Passt auf! Die Marmotte ist wach, und die blauen Glocken sich
wiegen.

Drauflos mit des Wildbachs unbändiger Lust, nicht zage noch sacht!
O Heimat, du teure, du liebe, sei ruhig, wir sind auf der Wacht!

Mein Walliser-Land.

Plauderei von Johannes Jegerlehner.

Im Hochsommer des Jahres 1886 fuhr ich als 15-jähriger Junge mit einem prachtvollen Totenkranz in einer grossen Pappschachtel über Lausanne nach Sitten zur Beerdigung meiner Base. In Lausanne liess ich im Wartsaal dritter Klasse die Schachtel zurück und spazierte die Chauffee hinauf, um schnell ein bißchen die Stadt zu besichtigen. Nach meiner Rückkehr war die Schachtel verschwunden, und ich kam mit leeren Händen in Sitten an. Nach langem Suchen fand ich in einem dunkeln Seitengässchen ein Magazin mit armseligem Gräberschmuck. Das Herz tat mir weh, als ich mit einem mageren Armleutefränzlein in der Hand die Hauptstrasse hinaufwanderte. Es war ein drückend heisser Julitag und das Städtchen vom Marktvoller belebt. Ich konnte die Augen nicht abwenden von dieser neuen, so ganz fremden Welt und stolperte alle zwei Schritte über das holprige Pflaster. Die italienische Bauart der Häuser und die malerische Tracht der Bergler aus den Seitentälern, die auf klappernden Maul-

tieren mit Säcken, Rufen und rotbackigen Kindern zu Markte ritten, und die Berge, die so groß und mächtig und schneefrisch an beiden Enden der Strasse hineinschauten — herrgott, war das großartig! Ich vergaß das winzige, dürre Laubgezweige und einen Augenblick, weiß Gott, auch die arme tote Base, bis der Bierwagen der Brauerei neben mir durchraffelte und ich vor dem Hause meines Onkels stand.

Nach dem Begräbnis durfte ich eine volle Sommerferienzeit bei meinen Verwandten in Sitten bleiben, wo ich nun alle Muße hatte, mit den Bergvöcklein links und rechts der Rhone bekannt zu werden. Vorerst mit den Savierinnen, die in ihren zierlichen Halbschuhen die elendesten Krüppelwege hinabtänzeln und mit den breitschulterigen Evolenerinnen, die Sommer und Winter ihre brettichten Kapuziner Röcke tragen. Und dann die Walliser Berge mit ihren schwarzen verträumten Dörfern. Ich bin im Berner Oberland aufgewachsen, aber die Walliser Alpen — fapperlot — was waren



Dr. Johannes Jegerlehner.

das für Kolosse! In keinem Tale gleich, immer anders, größer, wilder, lockender.

Auf den ersten Aufenthalt im Wallis folgten viele, viele andere. Während zwanzig und mehr Jahren habe ich fast meine sämtlichen Schulferien in einer Ecke des Rhonetales zugebracht. Hatte ich irgendwo ein Hängedörfchen erpäht, das ich noch nicht kannte, reizte es meine Neugier. Ich meldete mich auf der Kaplanei und ersuchte um Unterkunft. Jedesmal wurde ich zuerst höflich abgewiesen und nach kurzem Wortwechsel noch höflicher aufgenommen und bald hieß es: „Wann kommt Ihr wieder? He, grüß Gott wohl, wo seid Ihr jetzt so lange geblieben?“ Ich besuchte die verborgenen Täle und die Spinnstuben, aß in den Winterferien in dem hintersten Eiszinkel des Val d'Anniviers an wurmfichtigen Tischen Maclette, altbackenes Brot, dörres Fleisch und dicke Minestren, lauschte an ungezählten Plauderabenden den Sagen und Erzählungen der Weißbärte und steinalten Urgroßmütter, schnarchte zur Mittsommerzeit mit den Sennen auf den Flosspritschen, sorgte immer reichlich für Tabak und Pflaumenwasser, und so sind allgemach meine Sagen- und Sennenbücher entstanden.

Als ich an zwei, drei Orten neftwarm geworden war und der naiven, frommen und grundehrlichen Volksseele manchen Zug abgelautet hatte und ein Kirchenstreit in zwei Bergdörfchen die Gemüter weit über die Kantonsgrenzen hinaus in Aufregung versetzte, wurde ich wieder schreiblustig und verfaßte in der absichtslosesten Weise mein Aroleid. Aber poß Bliß und Steinschlag! Was hat das Buch in den Pfarrhäusern und Kaplaneien für Unheil angerichtet! Als ich das nächste Mal wieder auf dem Söller eines Pfundhauses stand und mit fester Hand an die eichene Tür klopfte und meinen Namen nannte, flog sie schmetternd ins Schloß. Die Geistlichkeit hatte unterdessen über den Verfasser von Aroleid zu Gerichte geessen und ihren Bann über den in ihren Augen so bißigen Feind der katholischen Religion ausgesprochen. Das Buch wanderte durch zehn Stunden lange Täler von einer Seelsorgerhand in die andere, immer das gleiche vergriffene Exemplar, da ihrer zwei schon zur Verbreitung des sündhaften Werkes beigetragen hätten, und überall dasselbe Kopfschütteln und Ausspucken. Sogar mein guter Freund Alois wurde rot bis in die Haarwurzeln, als er mich wieder sah und gab mir zum Gruß kaum die Fingerspitzen. Zum Teufel, da wurde ich böse und zitierte ihn voller Groll in die Herrenstube der kleinen Pension, wo ich in der Koft war, zu einem Glas Roten. Hochwürden erschien, setzte sich tief in die Sophaecke, sagte lange kein Wort, hüstelte trocken und fing endlich beim zweiten Schoppen an. Sackernent! Was ich da alles hören mußte! Dreimal hatte er Aroleid gelesen und ein dickes Heft voller Notizen dazu gekritzelt.

„Also, was hast du denn an dem Aroleidpfarrer ausgesetzt?“ fragte ich.

„Um, da wäre zum Ersten zu sagen, der Pfarrer ist ein Trinker.“

„He, wir sind doch in dem Land des Muskatellers und des goldenen Fendant und des süßigen Johannisbergers, da ist es doch begreiflich, daß —“

„Ja, schon, aber das braucht man nicht zu schreiben. Zum Zweiten hat er begehrliche Blicke auf die Antonie geworfen, als er die Jungfer aufsuchte und sie krank in ihrem Bette lag.“

„He ja, das ist doch menschlich.“

„Aber das Volk — denk an das Volk, das so etwas liebt!“

Beim dritten Schoppen war er erst auf Seite 4 seines blauen Heftes, und als die junge, lebhaft Wirtin, die noch das dunkle Witwenkleid trug, das vierte Rännchen frisch zugefüllt auf den Tisch setzte, gottlob, da blieb sie bei uns und wir spielten mitsammen eine Partie Tarok, sonst hätte ich das ganze Sündenregister zu hören bekommen. Die neckische Wirtin rühmte ihrem Better zum Trost meine Bücher, von

denen sie keines gelesen und holte sie aus der Schublade, auch die kürzlich erschienenen „Gletscherbäche“, von denen ein Pfarrer in einer schwunghaften Weinrede behauptet hatte, der Teufel sei so abscheulich, daß man ihn gar nicht aussprechen könne.

Legten Sommer bin ich nach langer Unterbrechung wieder einmal in ein Pfarrhaus eingetreten, um ein berühmtes Altarbild zu besehen, das man aus einer verschütteten Kapelle gerettet hatte. Statt des Geistlichen, der bei einer kranken Frau weilte, empfing mich sein Bruder, ein junger schlanker Kapuziner mit einem langen, prächtigen Vollsbar. Ich nannte meinen Namen nicht und folgte der freundlichen Einladung, Platz zu nehmen. Der Kapuziner steckte die Hände in den Gürtel und spazierte mit langen Schritten die große Stube auf und ab. Auf einmal verhielt er den Fuß und kehrte mir sein schmales, mit dunkeln Rot übergossenes Gesicht zu. „Sie sind der Herr S., nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte ich lächelnd.

Er wendete sich, maß die Stube dreimal auf und ab und blieb abermals vor mir stehen. „Sie sind der Autor von „Aroleid“? Das sagte er so eigen.“

„Ja,“ gab ich zur Antwort und klaubte gelassen meine Pfeife heraus. Der Pater öffnete die Tür zum Nebenzimmer und setzte mit aufgerecktem Halse den doppelt so lang gewordenen Spaziergang fort.

„Ich hätte gerne das Bild betrachtet, von dem alle Welt spricht,“ sagte ich und sog an der qualmenden Pfeife. „Es ist doch erlaubt, hier zu rauchen?“

„Ja, ja, gewiß. Ich weiß nicht, wo das Bild ist. Mein Bruder wird aber bald kommen. Sie wohnen hier im Hotel?“

„Ja, seit acht Tagen. Früher bin ich auch etwa in Pfarrhäusern gewesen.“ Die zwei blutroten Möselein erschienen wieder auf den Wangen des frommen Bruders. Er begann jetzt um den Tisch herumzulaufen, während ich dicke Wolken aus meiner Pfeife paffte.

„Sie sind auch beim Pfarrer in Nid gewesen?“

„Ja.“

„Und beim Pfarrer in Platten?“

„Ja. Und beim Pfarrer in Seng und bei dem in Aroleid und in Staffel und Hochfluh und Weißberg,“ ergänzte ich.

„Da kommt mein Bruder,“ sagte der Kapuziner aufatmend und verschwand in der Nebenstube. Ich stand auf und erkundigte mich nach dem Bilde.

„Ja, das Bild, das ist oben im Unterdach,“ sagte der Pfarrer und zuckte die Achseln.

„Ich würde es gerne sehen.“

„Es ist jetzt zu dunkel dazu.“

„Ich habe scharfe Augen.“

„Und voller Staub.“

„Ich habe einen Lappen bei mir.“ Ich zog ein frisches Schnupftuch hervor.

„Ich muß nochmals zur Wöchnerin. Sie liegt am Sterben.“

„Das ist etwas anderes.“ Ich grüßte kurz und ging davon.

Der böse Herr Pfarrer entging der Strafe nicht. Drei Wochen später mußte er auf der Empore der Postkutsche, an der Seite des Verfassers von Aroleid, wo ein einziger Platz noch unbelegt war, 30 Kilometer weit das Tal hinunterfahren, allen Blicken freigegeben.

Gewiß könnte ich auch viel Schönes und Gutes von den Wallisergeistlichen schreiben, deren Gastfreundschaft ich lange und gerne genossen habe. Meine Schriften erzählen davon. Es wird schwer sein, in meinen Büchern eine Stelle zu finden, in der ich respektlos von den religiösen Gebräuchen der Katholischen rede. Ich bin übrigens nicht von meiner Adoptivscholle abhängig. Längst winken und locken die erhabenen Silberkuppen des Berner Oberlandes mit tausend Armen. „Komm her, du Abtrünniger, und schau uns recht an. Wir sind nicht so hoch wie die stolzen Rivalen im Wallis, aber

ebenso steil und halbsbrecherisch, und wo findest du ein Trio beisammen wie unsere Jungfrau mit dem glitzernden Braut-
schleier und dem Mönch und dem Eiger zur Seite. Im
Fernerer bedente das herrliche Grün unserer Matten, die
großen und sauberen Dörfer und die traulichen Alphüttlein,
die schmucken Kühe und die glänzenden Spiegel der blauen
Seen. Frägt man bei uns etwa nach der Religion? Danke
schön. Vaterländisch ist bei uns Trumpf und gut Eidgenössisch.
Das bist du ja vom Wirbel bis zur Zehe, das wissen wir
von deinen Soldaten."

"Ja, aber man kann ja bei euch auf keiner Alpmatte
mehr herumwandern, ohne daß einem die Engländer auf die
Füße trappen."

"Oha, da verrätsst du grad, was für ein Unkenner du
bist. Die schönen Plätzchen sind noch lange nicht alle entdeckt.
Zum Exempel steig nur einmal auf einen der grauen, rund-
giebeligen Türme des Thuner Schlosses, wo du deine Bubens-
jahre ausgekostet und verträumt hast. Zu jedem Guckloch
heraus wollen wir dir etwas Neues, ganz Apatres zeigen."

"Hört auf! Redet mir nicht von meinem Jugendland.
Ich komme, ich komme, aber laßt mir Zeit und verspricht,
daß ich ab und zu für eine Woche oder zwei durch den Löt-
schberg schlüpfen und unter einem verkohlten Stadel oder einem
versprengten Rieherbüsch zu meinen lieben Wallisern sitzen darf,
um sie zu grüßen und ihnen die Hand zu schütteln. Sie sind
halt ein seltsames, urbiederer und unverschliffenes Völkchen,
die Lötchentaler, Gommer und Bisper, und das Walliser-Land



Chandolin mit der Bella Tola.

Aus Dr. Jegerlehner, Val d'Anniviers. Verlag A. Francke, Bern.

ein wildes und eigen Land. Und wer es einmal ins Herz
geschlossen hat, den zieht und zerrt und reißt es immer wieder
mit unbezwinglicher Gewalt."

Johannes Jegerlehner.

Wir brauchen die obenstehende frische und lebenswarme
Plauderei nur durch einige biographische Daten zu ergänzen,
um unsern Lesern das äußere Lebensbild des Dichters vor
Augen zu stellen, das zum Verständnis seines poetischen
Schaffens dienen kann.

Jegerlehner ist am 9. April 1871 in Thun geboren. Er
besuchte das städtische Progymnasium in Bern und später
das Seminar Hofwil, war ein Jahr Primarlehrer in Lyß
und studierte dann auf der Hochschule in Bern weiter. Hierauf
war er Hauslehrer in der Toskana, betrieb dann historische
Studien in Venedig und Bern und bestand das Gymnasial-
lehrer- und Doctorexamen mit Auszeichnung. Seine Dissen-
sation behandelte die Beziehungen Berns zu Venedig. Als
Lehrer am Staatsseminar in Hofwil und späterhin als Ge-
schichts- und Deutschlehrer am städtischen Gymnasium in Bern
betrieb er seine wissenschaftlichen Studien zunächst noch weiter.
Er veröffentlichte u. a. eine vielbeachtete Studie über die
Schneegrenze in den Walliser-Alpen.

Dann nahmen ihn diese Berge gefangen. Sie machten
ihn zum Dichter. Hier auf den einsamen Bergpfaden, in-
mitten der großen hehren Stille, angefächelt der überwältigenden
Schönheit der weißstrahlenden Firne und Felszacken empfing
sein poetisches Talent die Offenbarungen der Muse. Und nun



Crimentz Aus Dr. Jegerlehner, Val d'Anniviers. Verl. A. Francke, Bern.

zogen ihn Jahr für Jahr die Berge zu sich; in seinen Ferien
reiste er hin; alle diese südlichen und nördlichen Seitentäler
der Rhonefurche hat er abgesehen, bald hier, bald dort ver-
weilend, bis er alle die holzdunklen Dörfer und Dörflein
kannte, alle die Alpweiden besucht hatte, wo noch unverfälschtes
Volkstum, alte Sitten und Gebräuche und die lebendige Er-
innerung an eine märchen- und sagenfrohe Vergangenheit zu
finden waren. Als Sagenforscher und Märchensammler be-
gann Jegerlehner seine dichterische Laufbahn. In mühsamer
und oft beschwerlicher Arbeit eroberte er sich zunächst die
naturalistische Grundlage seiner Dichtung. Wahrlich, es hätte
mancher, der sich Dichter nennt, diesen Weg erst noch zu
begehen, bevor er diesen Titel verdient.

Jegerlehner darf sich auf die gründliche Kenntnis seines
Walliserlandes etwas zu gute halten. Er hat sich darüber
zunächst in Büchern ausgewiesen, denen mehr oder weniger
wissenschaftlicher Wert zukommt. Er veröffentlichte 1904 im
Verlag A. Francke eine Studie über das Val d'Anniviers,
einen „Führer durch Landschaft, Geschichte, Volk und Sage
eines Walliser Hochtales“, wie er es benannte. Es ist mehr
als das, es ist eine glänzend geschriebene kleine Landschafts-
monographie und eine Einführung zugleich in das poetische
Reich seiner künftigen Dichtungen. Der Verfasser geleitet uns
da, aus dem heißen Rhonetal aufsteigend, auf dem durch
dunkle Wälder und Schluchten führenden Felsackwege, den
viele seiner poetischen Gestalten begehen, hinauf ins gipfel-
übertragte Hochtal. Dann durch die uralten Dörfer mit den
weißen Kirchlein und altbraunen Holzhäusern und originellen
Speicherlein. Er läßt uns eintreten in die einfachen Stuben,
zeigt uns die Eichentische mit den Suppenlöchern, die „Gutschi“-
Betten und Truhen aus Ahorn- und Arvenholz, die alten
Sprüche an der Wand, den großen Trittofen aus Giltstein,
auf dem die Großen und Kleinen im Winter die schneedurch-
wehten Kleider austauen lassen. Dann führt er uns höher
hinauf auf die oberen Mayen und hinauf zu den Sennen,
erzählt uns von ihrem freien Leben, von den schönen Trinkel-
föhen, die alljährlich beim Alpaufzug um die Ehre ringen,
die Königin, d. h. die erste im Stoßkampfe zu sein. Von heimeligen
Spinnstubeten hören wir, wo man noch Märchen und Sagen